

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1907. * № 4.

Der Mietskontrakt.

Eine Berliner Geschichte von Friedrich Lorenzen.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nachdem sich der Besuch entfernt hatte, begab sich die Frau Assessor wieder in die Küche. Aber sie prallte förmlich zurück, sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, denn zu unerwartet war das Schauspiel, das sich ihr darbot.

Ihre Trude, diese Perle, diese Krone aller Berliner Dienstmädchen, auf deren Reinheit sie die heiligsten Eide geschworen hätte — lag in den Armen eines Soldaten!

Zärtlich hatte er, eine Hünengestalt in der kleidsamen Uniform der Pasewalker Kürassiere, den Arm um sie geschlungen und drückte ihr einen schallenden Kuß nach dem anderen auf die roten Lippen.

Und das entsetzlichste war, daß Trude sich nicht im mindesten sträubte, sondern seine Küsse sogar kräftig erwiderte.

Als das Pärchen jetzt die Anwesenheit eines Störenfriedes merkte, flog es erschreckt auseinander. Der Kürassier wurde so verlegen wie ein ertappter Dieb, instinktiv legte er die Hand salutierend an die Mütze.

Trude jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit einem verlegenen Lächeln, das ihrem hübschen Gesicht allerliebst stand, sagte sie: „Ick darf Ihnen wohl meinen Bräutigam vorstellen, jnädige Frau. Det hier is Hans Beseke, der Sohn von dem ollen Schlossermeester Beseke aus die Brunnenstraße. Er war früher in Stettin in Stellung und dient jetzt in Pasewalk. Eben ist er erst nach Berlin gekommen mit seinem Leutnant, der hierher kommandiert ist."

„Zur Kriegsschule, jnädige Frau," vervollständigte jetzt der Kürassier die Mitteilungen seiner Braut. Und in respektvollem Tone, wie zur Entschuldigung, fügte er noch hinzu: „Wir haben uns 'n janzes Jahr fast nich jesehen. Da war natürlich die Freude jroß. Nehmen Sie's nur nich übel, jnädige Frau."

Dabei schlug er die Hacken aneinander, daß die Sporen klirrten.

Eine verlegene Pause entstand. Die Frau Assessor wußte noch immer nicht recht, was sie zu diesem Auftritt sagen sollte, und auch die zungenfertige Trude schien jetzt ganz auf den Mund gefallen zu sein, vielleicht mehr aus Freude über das unverhoffte Wiedersehen des Geliebten als aus Furcht vor den Folgen, die das zu frühzeitige Bekanntwerden ihrer heimlichen Verlobung etwa haben könnte.

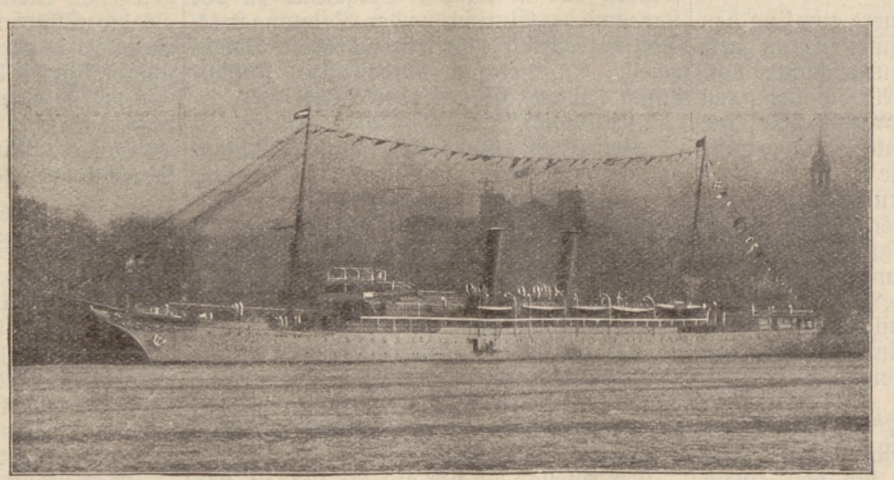
Endlich sagte der Kürassier: „Hab' jetzt keene Zeit mehr, darf meinen Leutnant nich warten lassen. Empfehle mich Ihnen schönstens, jnädige Frau." Er machte der Frau Assessor ein so schneidiges Honneur, wie es die Frau Oberst seines Regiments nicht besser hätte verlangen können, blinzelte Trude freundlich mit den Augen zu und ging sporenklirrend hinaus.

Die beiden Frauen waren allein. Als Frau Ida noch immer nichts sagte, hub Trude schmollend an: „Jnädige Frau machen so 'n Jesicht. Jnädige Frau sind doch nicht böse uf mir?"

„Das gerade nicht, Trude. Aber ich hätte Ihnen wirklich nicht zugetraut, daß Sie sich mit einem Soldaten einließen."

„Aber jnädige Frau, wir waren Nachbarskinder, und er is doch mein richtiger Bräutigam."

„So, hat er denn wirklich reelle Absichten?"



Der bei Port Royal (Jamaica) gestrandete Dampfer „Prinzessin Viktoria Luise". (S. 27)

Trude blickte ihre Herrin vorwurfsvoll an und sagte in überlegenem Ton: „Aber jnädige Frau, wat denken Sie denn! Uf wat anderes lass' ick mir nich ein!" Und triumphierend setzte sie hinzu: „Und Sie können mir's jlooben, jnädige Frau, mir wagt ooch keener zu verletzen!"

Ihre Gestalt schien sich zu heben, sie blickte so siegesgewiß drein und stand so stolz und selbstbewußt da wie eine Walküre, wie die Heldin eines Dramas, daß man ihr diese Versicherung ohne weiteres glauben mußte.

Dann nahm sie wieder das Wort: „Hans Beseke is 'n ordentlicher Mensch und 'ne treue, ehrliche Haut, nich so 'n Springinsfeld wie so 'n windiger Jardist. Sobald er fertig jedient hat, und es jeht, werden wir uns heiraten. Da er aber doch jetzt mal hier is, jnädige Frau, werden Sie doch erlooben, det er mir dann und wann mal besucht. Ick meene nadierlich am Nachmittag oder Abends, wenn ick mit der Arbeet fertig bin. Sie müssen nich denken, det ick wegen Hansen meene Arbeet vernachlässigen tue, nee, det jibt's nich, det tut die Trude nich. Det wird ooch mein Hans nich wollen. Umgekehrt wird 'n Schuh draus, jnädige Frau. Hans muß mit 'ran, er kann mir so oft mal helfen, Stiefel putzen und Holz kleene machen und Teppiche klopfen und sonst noch wat. Nich wahr, jnädige Frau, Sie haben nischt dajegen?"

„Ja, Trude," erwiderte die junge Frau, „das muß ich doch erst mal mit meinem Mann besprechen."

Der Assessor, der mit sorgenvollen Mienen aus dem Ministerium nach Hause gekommen war, weil ein soeben veröffentlichter Gesetzentwurf, an dem er auch mit gearbeitet, in der Presse eine ganz unerwartet ungünstige Aufnahme gefunden hatte, fand seine Frau in Tränen vor ihrem Schreibtisch sitzen. Besorgt beugte er sich über sie und fragte: „Aber Liebchen, was hast du denn?"

„Ach, liebster, bester Mann!" schluchzte Ida. „Ich fühle mich so sterbensunglücklich."

Unter reichlichen Tränenergüssen erzählte

sie dann die Ereignisse des Morgens, das schnöde Vergehen Trudes und die neueste Unverschämtheit des Vizewirts. „Sieh mal, Fritz, unter diesen Umständen wird mir die Wohnung zur Hölle. Auch ganz abgesehen von den Gemeinheiten Kiospolskis ist sie mir schon verhaßt. Alle Zimmer sind feucht und schwammig, das Wasser tropft von den Wänden, es ist kaum mehr zu sehen, daß sie erst vor ein paar Wochen in Ordnung gebracht ist. Ungeziefer scheint zu allem Unglück auch noch da zu sein. Deshalb bitte ich dich, laß uns nicht erst den heißen Sommer abwarten, sondern so bald als möglich ausziehen."

„Aber Kind, wir haben doch auf drei Jahre Kontrakt!"

„Das weiß ich wohl, aber wenn du dem Manne die Sache vernünftig vorstellst und ihm ein paar hundert Mark Entschädigung anbietest, wird er sicher nachgeben und uns ziehen lassen."

„Für ein paar hundert Mark läßt der uns nicht ziehen."

„Gut, dann biete ihm ein paar tausend."

„Aber, Ida, so reichlich hab' ich das Geld doch nicht, daß ich ein paar tausend Mark auf die Straße werfen kann! Auch würde ich alle Achtung vor mir selbst verlieren, wenn ich einfach die Flinte ins Korn werfen und dem Kerl als Belohnung für seine Schurkereien auch noch so viel Geld geben wollte. Nein, dazu werde ich mich unter keinen Umständen verstehen."

„Aber was willst du denn tun? Lange kann ich diesen ewigen Ärger nicht mehr ertragen, das kannst du mir glauben."

„Das sollst du auch nicht, Schatz. Verlaß dich drauf, ich mache Ernst. Heute noch gehe ich zum Rechtsanwalt."

Damit gab sich Frau Ida zufrieden. Sie nickte auch zustimmend, als ihr Mann bezüglich Trude bemerkte: „Ich würde es für eine grenzenlose Torheit halten, wenn wir das nette Mädchen entlassen wollten, bloß weil es einen Schatz hat. Wer weiß, was wir wieder kriegten; außerdem ist doch vor einem Schatz kein Mädchen sicher."

Trude erhielt daher die offizielle Erlaubnis, ihren Hans zu empfangen, so oft es ihre Arbeit und sein Dienst gestattete. Ja, der Assessor, der selbst bei den Pasewalker Kürassieren gedient hatte und Reserveoffizier des Regiments war, forderte sie sogar auf, ihm ihren Bräutigam vorzuführen, damit er ihm Auskunft darüber gebe, wie es jetzt im Regiment aussehe.

5.

Der Rechtsanwalt Steinert empfing den Assessor aufs freundschaftlichste. Kaum hatte dieser jedoch seine Leidensgeschichte vorgetragen und den Namen Arnold Lehmann genannt, da rief der Rechtsanwalt: „So, der, der Lehmann! Na, da sind Sie ja gerade in die richtige Räuberhöhle geraten. Den Mann kenne ich seit Jahren, hab' manchen Strauß schon mit ihm ausgefochten. Der ist in ganz Berlin berüchtigt."

„Und dabei wagte er mir zu erzählen, daß seine Mieter ihn nur ‚Papa' nennen."

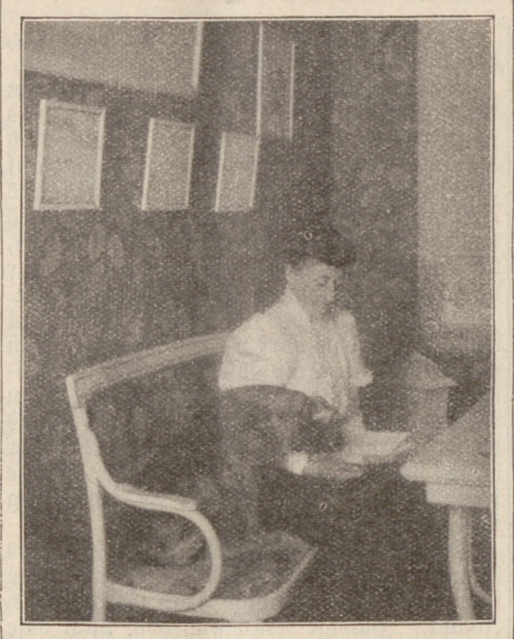
„Tun sie auch, tun sie auch, Herr Assessor! Es fehlt nur ein kleines Beiwort dabei, denn man nennt ihn nämlich allgemein nur ‚Papa Halsabschneider'."

„Papa Halsabschneider?" murmelte der Assessor erstaunt, und die Röte des Zornes stieg in ihm auf, daß er sich von einem solchen Menschen hatte überlisten lassen.

„Gewiß," bestätigte der Anwalt, „Papa Halsabschneider, und diesen Namen führt er mit vollem Recht, denn einen größeren Gauner gibt es kaum in ganz Berlin. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, ihn unschädlich zu machen. Er ist so gerieben und gerissen, so eingeweiht in die Geheimnisse unserer Gesetzgebung, so vertraut mit ihren Lücken und Lückchen, daß er bisher selbst aus den heikelsten Situationen einen Ausweg gefunden hat. Sein System ist so fein ausgeklügelt, wird in so raffinierter Weise angewandt, daß ahnungslose Gemüter unbedingt darauf hereinfallen müssen."

Dem Assessor wurde etwas schwül zu Mute bei diesen Worten, er rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und zupfte mit nervöser Hast an seinem Schnurrbart. Es ärgerte ihn nicht wenig, daß man ihn so ohne weiteres zu den „ahnungslosen Gemütern" zählte. Doch schluckte er eine bittere Bemerkung, die ihm schon auf der Zunge schwebte, mit großer Selbstbeherrschung herunter.

Der Rechtsanwalt, der sich augenscheinlich gern reden hörte, schien sich um die Gemütsverfassung seines neuen Klienten gar nicht zu kümmern. Gemütlich in seinen bequemen Sessel zurückgelehnt, sah er seine wohlgepflegten Fingernägel an und fuhr fort: „Seine Methode ist also die folgende. Zuerst wird ein ganz exorbitanter Preis gefordert, der in keinem Verhältnis zu der Lage und der Einrichtung der Wohnung steht. Der Vizewirt jedoch, sein würdiger Spießgeselle, ein mehrfach vorbestraftes Individuum namens Cibudi oder Butzki —"



Frau Cabra,
die erste weiße Frau, die Afrika durchquerte. (S. 27)

„Kiospolski."

„Ganz recht, Kiospolski, läßt durchblicken, daß Herr Lehmann kein Unmensch sei und mit sich handeln lasse. Das tut er denn auch wirklich. In anscheinend höchst generöser Weise läßt er ein paar hundert Mark ab, doch nur unter der Bedingung, daß ein mehrjähriger Kontrakt abgeschlossen wird. Wenn sich seine Opfer sträuben, so ködert er sie mit listigen Schmeichelreden, kehrt den Biedermann heraus und greift besonders eine Seite der menschlichen Natur an, die vor allem verwundbar zu sein pflegt, die liebe Eitelkeit."

Der Assessor biß sich auf die Lippen, vor seinem Geiste tauchte die Szene auf, wie auch er durch solche Schmeichelreden kirre gemacht wurde. Er konnte es kaum begreifen, daß er sich damals durch solche Mätzchen hatte fangen lassen.

„Ein paar Glas edlen Weines vollenden das, was die Schmeichelreden begonnen haben, und das willenlose Opfer läßt sich dazu verleiten, den langfristigen Mietskontrakt zu unterschreiben, einen jener berüchtigten Mietskontrakte, die in einem Dutzend Paragraphen nicht mehr und nicht weniger als das unverbrüchliche Gelöbnis enthalten: ‚Ich verschreibe mich hiermit mit Leib und Seele meinem Hauswirt.' Wenn ich nicht irre, hat er es mit Ihnen auch so gemacht?"

„In der Tat, bis in die kleinsten Einzelheiten hat er mit mir dieselbe Komödie aufgeführt. Es ist mir jetzt, wo mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, ganz unerklärlich, daß ich mich so übertölpeln lassen konnte."

„Daraus kann man Ihnen wohl kaum einen Vorwurf machen; der Mann ist ein so vorzüglicher Schauspieler, daß er auch den besten Menschenkenner zu täuschen vermöchte. Doch hören Sie den der Tragödie Schluß! Wenn der Kontrakt perfekt geworden und die Wohnung bezogen ist, dann wird der unselige Mieter von dem schuftigen Cibutski —"

„Kiospolski."

„— Kiospolski so lange gepeinigt — unter dem Scheine des Rechts natürlich, denn des Vizewirts drittes Wort ist bekanntlich: ‚Verstoß gegen den Mietskontrakt' — bis das arme Opfer endlich in einem Anflug von Verzweiflung sich bereit erklärt, für die Auflösung des Kontrakts eine Abstandssumme zu zahlen, und das Haus verläßt. Nur selten sucht sich jemand sein Recht vor Gericht. Bald darauf, oft schon nach wenigen Tagen, beginnt dann mit einem anderen Mieter das alte Spiel von neuem. Bei dem Mangel an guten Wohnungen steht ihm fast nie eine leer. Das ist sein erster und noch verhältnismäßig harmloser Trick. Als guter Schmied hat Lehmann jedoch stets mehrere Eisen im Feuer, und bei dem zweiten pflegt die Sache oft einen wahrhaft tragischen Charakter anzunehmen. Für diesen Trick ist die Voraussetzung, daß der unselige Mieter so unvorsichtig war, Geld von Papa Halsabschneider zu entleihen und es nicht mehr zurückzahlen kann. Dann sucht er ihn nicht aus der Wohnung herauszugraulen, im Gegenteil, dann hält er ihn darin fest und läßt ihn überhaupt nicht mehr ziehen. Vermutlich hat er auch Ihnen ein Darlehen angeboten?"

„Allerdings, selbstverständlich hab' ich es nicht angenommen."

„Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie es nicht taten! Ich könnte Ihnen die Namen von Beamten nennen, die trotz ihrer angesehenen Stellung eigentlich nichts anderes als die Sklaven von Papa Lehmann sind. Er pflegt ja gern damit zu prahlen, daß der und der schon so lange bei ihm wohnt. Fragen Sie mal so einen armen Teufel, weshalb er nicht auszieht. Sie werden staunen, sag' ich Ihnen. Mir fällt dabei immer der alte Studentenvers ein:

‚Und da hackten ihm die Raben in das Angesicht,
Und da wollt' er wieder 'runter und da konnt' er nicht.'

Den Schuldner, der bei ihm wohnt, hat er eben ganz in seiner Gewalt, das Pfandrecht auf die Möbel steht ihm zu, und wenn der Gepeinigte sich heimlich dieser Tyrannei entziehen will, wird er noch obendrein bestraft. Zuweilen geschehen wirklich von Rechts wegen Dinge, die beinahe wie ein Hohn auf eine geordnete Rechtspflege aussehen."

„Was raten Sie mir denn zu tun, Herr Rechtsanwalt?"

„Sie sind nicht bereit, eine größere Summe, etwa zwei- oder dreitausend Mark, zu opfern?"

„Nein, nimmermehr! Keinen Pfennig zahle ich! Würden Sie denn aber einen



Tierbändiger Peters wird im Zirkus Busch zu Berlin von seinen dressierten Löwen und Tigern angefallen.

Prozeß für so ganz aussichtslos halten? Uns ist so mitgespielt worden, daß meiner Meinung nach mein Recht überhaupt nicht fraglich ist."

Der Rechtsanwalt dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Jeder Prozeß ist zweifelhaft. Auch würde er sowohl Ihnen als auch Ihrer Frau Gemahlin viel Umstände und Scherereien bereiten, Sie müßten vor Gericht erscheinen, müßten schwören und so weiter. Außerdem hat Kiospolski den Schein des Rechts für sich. Sie können nicht leugnen, daß Sie sich einige, wenn auch nur lächerlich geringe Verstöße gegen den Mietskontrakt haben zu schulden kommen lassen. Der Vizewirt hingegen ist nur grob und unverschämt gewesen. Grobheit und Unverschämtheit aber sind relative Begriffe, denn was grob, was unverschämt ist, darüber gehen die Ansichten auseinander, je nach dem Bildungsgrad eines jeden. [illegible] polski ist vielleicht der Meinung, daß er höflich gegen Sie gewesen ist. Aber selbst wenn die Richter durch die Schilderung Ihrer häuslichen Leiden bewogen werden, den Kontrakt zu lösen und Sie von Ihren Verpflichtungen zu entbinden, so würde doch mit einem obsiegenden Urteil die Sache noch lange nicht zu Ende sein. Lehmann würde bis zur allerletzten Instanz gehen. Das würde nicht nur Geld, sondern auch viel Zeit kosten, und da der Prozeß die beiden Quälgeister kaum freundlicher gegen Sie stimmen dürfte, könnten Sie sich für lange Zeit auf doppelten und dreifachen Ärger gefaßt machen."

„Aber was raten Sie mir dann zu tun? Sie werden mir doch nicht zumuten, daß ich mich noch drei Jahre lang foltern lasse?"

„Nein, das verlange ich nicht von Ihnen. Ihnen bleibt immer noch ein Mittel, das ich schon in ähnlichen Fällen mit bestem Erfolge empfohlen habe."

„Und das wäre?"

Über die Züge des Rechtsanwalts flog ein feines Lächeln, er sah über den Kneifer hinweg den Assessor mit seinen klugen Augen an und sagte: „Versuchen Sie doch mal auf homöopathischem Wege mit den Leuten [illegible]

Illustrierte Rundschau.

[illegible]g folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der prächtige **Hamburger Dampfer „Prinzessin Viktoria Luise"**, der bei Port Royal auf Jamaica strandete und völlig verloren ist, war im Jahre 1900 auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaut, hatte eine Wasserverdrängung von 5800 Tonnen und war zum Zweck von Gesellschafts- und Vergnügungsreisen in vornehmster Weise ausgestattet. Das gewaltige Schiff nahm nur 200 Fahrgäste auf, und die Plätze waren stets belegt. Es hatte Vergnügungsreisende aus New York an Bord, als das Unglück geschah. Menschenleben sind dabei nicht zu beklagen, außer dem des Kapitäns Brunswig, der sich aus Verzweiflung über das von ihm selbst verschuldete Unglück in seiner Kajüte erschoß. — Die **erste weiße Frau**, die an einer Durchquerung Afrikas teilgenommen hat, ist die Gattin des belgischen Kommandanten **Cabra.** Das Ehepaar betrat afrikanischen Boden in Dar-es-Salam (Deutsch-Ostafrika), fuhr von dort mit dem Dampfer nach Mombassa und auf der englischen Ugandabahn bis nach dem Viktoriasee. Von da an gestaltete sich die Vergnügungsreise allerdings etwas schwieriger, da man alle zivilisierten Beförderungsmittel entbehren mußte. Vom Tanganyika ging es zum Oberlauf des Kongo und dann auf einem Kahne stromabwärts bis zu der Mündung des großen Stromes an der Westküste. Die Reise dauerte bis zur Rückkehr nach Belgien im ganzen 19 Monate und verlief ohne jeden Zwischenfall. — Im **Zirkus Busch zu Berlin** wurde vor kurzem der **Tierbändiger Peters** von seinen dressierten Löwen und Tigern während der Vorstellung angefallen. Von einem Löwen erhielt er einen Schlag mit der Pranke ins Gesicht, ein Tiger hieb seine Zähne in seinen Oberarm, andere suchten ihn an den Beinen zu packen. Zum Glück eilten rechtzeitig die Gehilfen des Tierbändigers herbei, trieben die Tiere durch

Schläge und Stöße mit ihren Eisenstangen, sowie durch blinde Schüsse aus ihren Revolvern zurück und ermöglichten es so dem Gefährdeten, aus dem Käfig zu entkommen. Er lag mehrere Wochen an den erhaltenen Verletzungen danieder.

Das Stadttheater in Amsterdam.

(Mit Bild.)

Unter den Theatern des Auslands, in denen die deutsche Kunst in größerem Umfang zu Geltung kommt, ist das Stadttheater von Amsterdam, die „Stads Schouwburg", eines der bedeutendsten. Es wurde nach dem Brande des älteren Amsterdamer Stadttheaters am Leidschen Plein mit einem Aufwand von einer Million Gulden errichtet. Die Ausführung des schönen Renaissancebaues lag in den Händen der holländischen Architekten A. L. v. Grudt und Gebrüder Springer, während die vollständige Einrichtung der Bühne ein Deutscher, Hoftheatermaschinendirektor Karl Lautenschläger in München, fertiggestellt hat. Bühne und Zuschauerraum sind elektrisch beleuchtet. Letzterer ist hufeisenförmig gestaltet, enthält einen großen Parkettraum und drei mit Bogen versehene Ränge mit zusammen 1200 Sitzplätzen.

Alraungräber im Mittelalter.

(Mit Bild auf Seite 29.)

Die Richtstätten des Mittelalters galten allgemein im Volke als Orte des Grausens und nächtlichen Spukes. Unter dem Galgen konnte, wer den Mut dazu hatte, aber auch Alraune finden, die zu den begehrtesten Zaubermitteln gehörten. Ursprünglich bezeichnete das Wort Alraun in der deutschen Mythologie einen weissagenden Dämon, dann ein kleines, halbteuflisches Wesen in Menschengestalt, auch Galgenmännlein geheißen, das seinen Besitzer reich machen sollte. Aus den Wurzeln der Mandragora, aber auch der Zaunrübe und des Alpenlauchs



Das Stadttheater in Amsterdam.

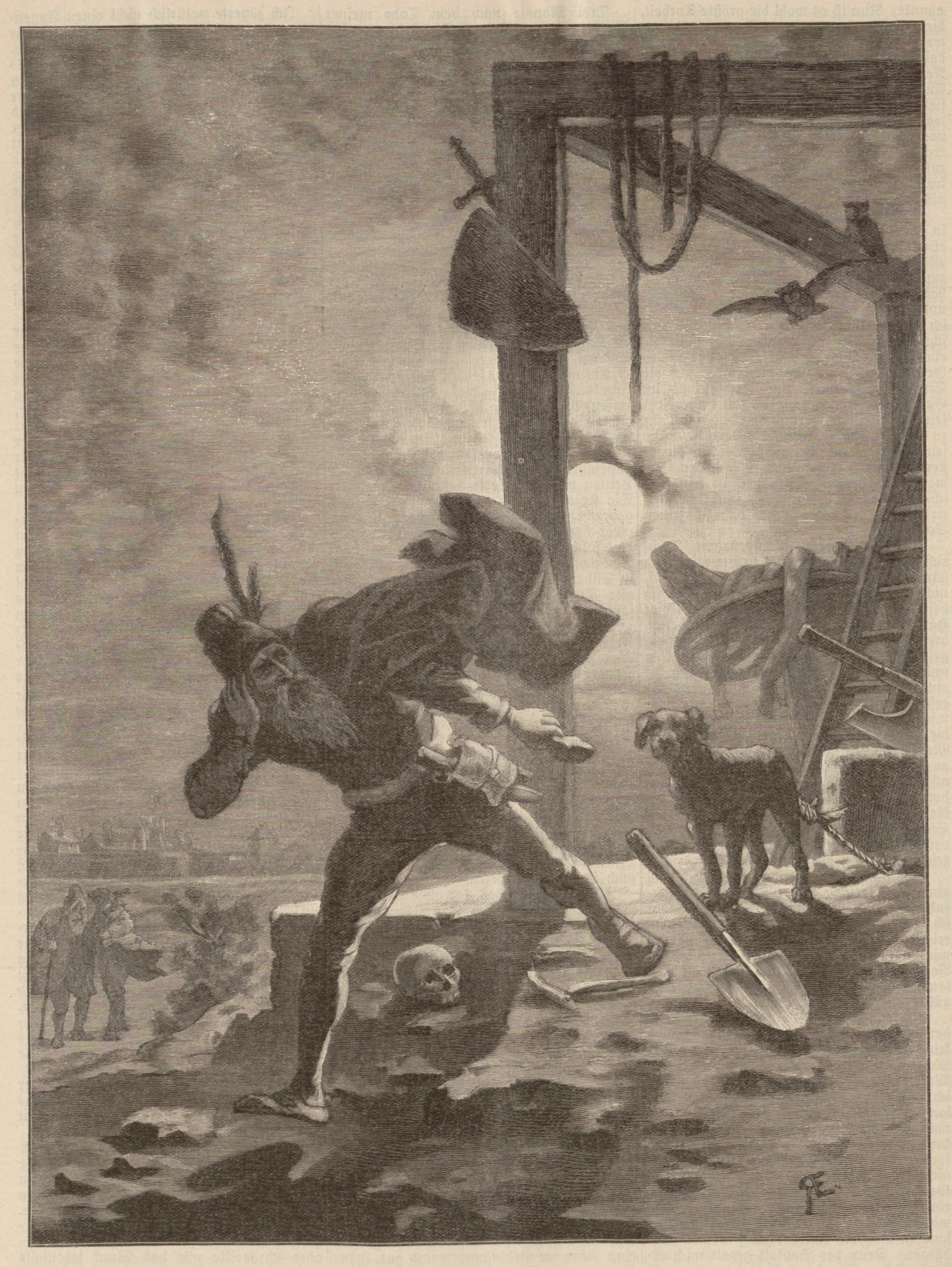
wurden solche Galgenmännlein geschnitten. Der Aberglaube behauptete, daß diese Gewächse von den Angsttränen gehenkter Diebe erzeugt würden. Unser Bild zeigt uns einen nächtlichen Alraungräber bei seiner unheimlichen Tätigkeit, wie diese das Volk sich vorstellte. Es hieß nämlich, man müsse die Wunderwurzel durch einen Hund aus der Erde ziehen lassen, während der Ausgräber seine Ohren verstopft halten müsse, denn der Alraun gebe beim Herausgerissenwerden einen Schrei von sich, der, wenn er gehört werde, tödlich wirke oder wahnsinnig mache.

Auf der Brillantebank.

Erzählung von **G. W. Perkins.**

Ich stamme aus Geelong an der Coriobai im südaustralischen Staate Viktoria. Geelong hat heute über dreißigtausend Einwohner, und auch im Jahre 1881 war es schon eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt und hatte mir die Welt als Seemann schon gründlich angesehen, zuletzt als Steuermann auf einem Dampfer, der zwischen Australien und San Francisco fuhr.

Ich war das einzige Kind, mein Vater längst tot, meine Mutter kränkelte in letzter Zeit und wollte mich einige Zeit bei sich haben. Ich legte mich also zu Hause vor Anker. Wir lebten bescheiden in einem kleinen Häuschen, das wir vom Vater geerbt hatten, und ich hatte wenig Umgang und Verkehr. Unser Nachbar, der alte Roadster, ein Großhändler und Reeder, der sich aus kleinen Anfängen zu großem Vermögen heraufgearbeitet hatte, war in der Stadt eine sehr angesehene Person. In seinem Hause lernte ich ein junges Mädchen kennen, Ellinor Gilbert, die Nichte des alten Roadster. Das junge Mädchen hatte sich meiner Mutter freundlich angenommen, solange ich fort war, und ich war ihr sehr dankbar dafür. Wir wurden gut miteinander bekannt, fanden Gefallen aneinander, und es dauerte nur kurze Zeit, so hatten sich unsere Herzen gefunden. Eines Abends durfte ich Ellinor aus dem Theater abholen, begleitete sie nach Hause und wollte mich eben vor ihrer Tür verabschieden, als plötzlich der alte Roadster aus dem Hause trat, mich im brutalsten Tone darüber zur Rede stellte, daß ich es gewagt habe, mich seiner Nichte zu nähern, und mich schließlich sogar eine „ruppige Teerjacke"



Alraungräber im Mittelalter. (S. 28)

nannte. Nun ist es wohl die größte Torheit, die es gibt, einen jungen Mann in Gegenwart der Geliebten zu beschimpfen; denn das macht selbst das sanfteste Lamm wütend. Na, und ich bin nie ein Lamm gewesen. Die Antwort, die ich dem alten Roadster gab, fiel nicht zart aus; Roadster, der gewöhnt war, keinen Widerspruch zu finden, wurde noch gröber, und das Ende war eine regelrechte Boxerei zwischen mir und meinem zukünftigen Schwiegeronkel. Da ich jung, kräftig und geübt war, blieb das Ergebnis nicht lange zweifelhaft.

Als ich am nächsten Morgen die Geschichte in Ruhe überlegte, schien es mir doch eine etwas verkehrte Art, als Geliebter eines Mädchens deren Onkel und Vormund durchzuprügeln, wie ich das mit Roadster getan hatte. Ich ahnte auch, daß die Folgen sehr unangenehm sein würden, und richtig erhielt ich ein Briefchen von Ellinor, worin sie mir schrieb, der Onkel sei außer sich, halte sie eingesperrt, und sie dürfe, solange ich in Geelong sei, überhaupt nicht mehr auf die Straße. Sie dürfe nur Nachmittags im Garten spazieren gehen; ich sollte aber jetzt keinesfalls einen Versuch machen, mich ihr zu nähern. Ihr Onkel habe erklärt, sie müsse seinen Sohn Frank heiraten. Der alte Roadster habe ihr ererbtes und unter seiner Verwaltung stehendes Vermögen in sein Geschäft gesteckt und könne es nicht herausziehen. Darum wolle er, daß sie seinen Sohn heirate.

Das waren recht unangenehme Nachrichten. Aber das Schicksal prüfte mich noch härter. Meine Mutter starb bald darauf, nichts hielt mich mehr in Geelong, und ich beschloß, wieder in See zu gehen. Unser Häuschen wurde recht gut verkauft, ich bekam dreihundert Pfund heraus. Als alles abgeschlossen war, ging ich zu dem ersten Reeder und fragte, ob er eine Kapitänsstellung für einen Küstendampfer oder eine solche als erster Offizier auf einem größeren Schiff für mich habe. Aber man wies mir in einer Weise die Tür, die mich geradezu bestürzt machte. Man hatte sich nicht einmal meine Papiere angesehen, und ich hatte vortreffliche Zeugnisse. Nach drei Tagen wußte ich, daß ich boykottiert war. Der alte Roadster hatte die Reeder und Geschäftsleute in der ganzen Stadt veranlaßt, mich wegen der gegen ihn verübten Brutalität — so lautete die Bezeichnung — in die Acht zu erklären.

Nun kamen schlimme Zeiten für mich. Ich ging von Geelong nach Melbourne und erfuhr hier dasselbe Schicksal; auch hier war ich boykottiert. Roadsters Verbindungen reichten durch die ganze Kolonie, überall wies man mir die Tür. Ich erkannte, der Reeder wollte sich nicht nur rächen an mir, sondern hoffte auch, daß ich seiner Nichte endgültig aus den Augen käme.

Die Sache stand sehr schlimm. Ich war der Überzeugung, ich würde selbst in Sydney keine Stellung auf einem Schiffe bekommen. Meine Furcht war auch nicht unberechtigt. Wenn ich mich in Sydney meldete, mußte ich angeben, wo ich mich beinahe ein Jahr lang beschäftigungslos aufgehalten hatte; man zog dann zweifellos in Geelong Erkundigungen ein, und wie diese ausfielen, konnte ich mir wohl denken. So wußte ich nicht, was ich beginnen sollte, verzehrte in Geelong mein Geld und versuchte, irgend ein Geschäft am Lande anzufangen, wozu mir aber nicht nur jede Begabung fehlte, sondern auch die Unterstützung meiner Mitbürger. Denn der Boykott gegen mich erstreckte sich auch auf das Gebiet des Handels und der Industrie.

Drei Monate nach dem Tode meiner Mutter ging ich eines Tages am Hafen spazieren und traf dort Frank Roadster, den Sohn des alten Roadster und den bestimmten Bräutigam Ellinors. Er lachte mich so höhnisch an, daß ich große Lust hatte, ihm meine Fäuste zu zeigen; aber ich war durch den Vorfall mit dem alten Roadster etwas zurückhaltender und verständiger geworden. Frank und ich hatten uns früher ganz gut miteinander vertragen, jetzt grüßte er mich nicht einmal. Ich ging mißgestimmt ziemlich weit auf einen der Hafendämme hinaus und sah hier die „Yarra", einen Dampfer, der dem alten Roadster gehörte, zur Abfahrt bereitliegen. Es war schon ein alter Kasten, der den Verkehr mit den östlichen Inseln seit Jahren besorgte. Der Steuermann der „Yarra" war mir zufälligerweise bekannt. Er erzählte mir, das Schiff ginge nach Hawaï, und Frank Roadster werde zum ersten Male als Kapitän die Führung des Schiffes übernehmen.

Am nächsten Tage sah ich, daß die „Yarra" zum Auslaufen fertig war. Als ich auf dem Hafendamm entlang schlenderte, sah ich den alten Roadster mit seinem Sohne auf dem Deck der „Yarra" stehen. Ein Wagen mit einem Dutzend Kisten kam noch in aller Eile angefahren, transportiert von ein paar Leuten von der Werft des alten Roadster. Die Kisten wurden abgeladen und an Deck gebracht. Sie mußten sehr schwer sein, denn einer der Arbeiter, ein älterer Mann, ließ eine solche Kiste fallen. Sie platzte auf dem Deck auseinander, und ihr Inhalt, bestehend in Silbermünzen, fiel zum Teil heraus. Der alte Roadster war furchtbar wütend und schimpfte lästerlich. Dann wurde der Schaden wieder gutgemacht, das Silbergeld in die Kiste zurückgepackt, und diese geschlossen. Hierauf wurden die zwölf Kisten in das Innere des Schiffes verstaut. Wahrscheinlich enthielten alle Silbergeld, um Zahlungen in Hawaï zu machen, denn die Leute auf jenen Inseln nehmen Silber lieber als Papiergeld, von dem sie nichts verstehen.

Als die Landratten vom Schiff kamen, erkannte ich in zweien von ihnen Angestellte einer Versicherungsgesellschaft. Natürlich hatte der alte Roadster seine kostbare Ladung gegen alle Unfälle versichert. Er kam auch eine halbe Stunde später auf den Hafendamm, und unmittelbar darauf ging die „Yarra" hinaus in die Bai, um die Fahrt nach Hawaï anzutreten.

Ich hatte jetzt das tatenlose Bummeln satt und beschloß, nach San Francisco zu gehen und mir dort eine Stelle auf einem Schiff zu suchen. Ich wollte am nächsten Tage nach Sydney fahren und von dort aus den Dampfer nach San Francisco benützen.

Ich ließ Ellinor noch ein kleines Abschiedsbriefchen zukommen und machte mich auf den Weg. Als ich in das Kontor der Gesellschaft kam, welche die Überfahrt nach San Francisco besorgte, traf ich einen bekannten Schiffsmakler, der bei meinem Anblick ausrief: „Wie gut, daß ich Sie treffe! Wollen Sie eine Stellung annehmen, die drei Monate währt?"

„Was ist das für eine Stellung?" fragte ich.

„Auf der Lustjacht einer Amerikanerin. Die Dame ist mit ihrer Jacht eben hier eingelaufen, weil der Kapitän schwer erkrankt ist und ins Lazarett geschafft werden mußte. Sie braucht für etwa drei Monate einen Stellvertreter, und das ist nicht leicht, denn kein Kapitän läßt sich auf eine so kurze Zeit ein. Aber die Bedingungen sind gut, lieber Perkins, und Sie haben ja keine große Auswahl. Also greifen Sie zu."

Ich zögerte natürlich nicht einen Augenblick, obwohl solche Stellen als Kapitän für Privatschiffe nicht besonders begehrt sind. Man ist doch im Grunde nichts anderes als ein Diener des Jachtbesitzers und hat dessen Befehlen zu gehorchen. Der Kapitän aber will sich auf dem Schiff als Herr fühlen, und es ist ihm schon unangenehm, wenn der Reeder an Bord ist. Aber selbst dann hat immer der Kapitän die Leitung, während er bei einer Lustjacht ganz zur Verfügung der Herrschaft stehen muß. Doch ich hatte keine Wahl, und deshalb griff ich zu.

Eine Stunde später war ich für die „Maiblume", eine Dampf- und Segeljacht, die einer steinreichen amerikanischen Witwe aus San Francisco gehörte, geheuert. Die Bestimmung lautete, bis zur Genesung des bisherigen Kapitäns, jedenfalls aber für drei Monate.

Als ich mich bei der Eigentümerin der Jacht, Missis Jewett, meldete, lernte ich eine ungefähr fünfzigjährige Dame kennen, die recht leidend aussah. Die Ärzte hatten ihr den Aufenthalt in den subtropischen Meeren verordnet, und als ich Missis Jewett fragte, welche Segelordre sie mir gebe, erklärte sie: „Fahren Sie, wohin Sie wollen, Mister Perkins, nur sorgen Sie dafür, daß wir öfters Inseln anlaufen können, um uns mit frischem Wasser, mit Eiern und Hühnern zu versehen."

Ich war also Kapitän auf einem Krankenschiff. Die Mannschaft lief barfuß oder auf Gummisohlen, und auch ich mußte das, denn absolute Ruhe war wegen unserer kranken Herrin die Hauptsache an Bord. Manchmal war es auf unserem Schiff stundenlang so unheimlich still wie auf dem „Fliegenden Holländer". Aber sonst waren die Verhältnisse günstig. Die Verpflegung war ausgezeichnet, und die übrigen Offiziere sehr nette Leute. Zum näheren Gefolge der Schiffseigentümerin gehörte eine Gesellschafterin, zwei Kammerzofen, ein Dienstmädchen und ein junger Arzt.

Die Besatzung betrug außer den Offizieren zwanzig Mann und acht Heizer. Wir waren also ein höchst vornehmes Schiff.

So kreuzten wir acht Wochen zwischen den Südseeinseln herum in einem herrlichen Klima, und gewiß bot die Fahrt den Damen an Bord viel Vergnügen. Das gleiche aber konnte ich von mir nicht sagen, denn die Navigation zwischen den Inseln der Südsee ist wegen der vielen Korallenriffe sehr gefährlich. Manche Nacht habe ich nicht schlafen dürfen, sondern habe auf der Kommandobrücke gestanden, weil ich die Verantwortung für die Sicherheit des Schiffes und der Insassen niemand überlassen wollte. In Apia auf Samoa bekam ich endlich von Missis Jewett den Befehl, nach Westen, und zwar nach Brisbane in Australien, zu segeln. Dorthin hatte die Dame Briefe und Nachrichten von ihrer Familie und ihren Bankiers bestellt. Das Befinden der Kranken hatte sich auch ziemlich gebessert.

Wir waren fast ganz aus der Gegend der Koralleninseln heraus, als eines Morgens der Posten im Ausguck schrie: „Riff mit Wrack nördlich voraus!"

Eine solche Meldung ist immer interessant. Der Kapitän eines Handelsschiffes, der seine Fahrzeit innehalten muß, kann mit solchem Wrack sich nicht beschäftigen, wenn nicht etwa Notsignale von dorther gegeben werden. Das war nicht der Fall, wie ich mich überzeugte, als ich selbst in den Ausguck enterte, aber ich wollte mir das Wrack jedenfalls näher ansehen. Wir hatten ja Zeit genug. Nach der Karte war das Riff die sogenannte

Brillantebank, die sehr weit außerhalb der sonst von den Schiffen innegehaltenen Fahrstraße liegt.

Ich ließ die „Maiblume" ihren Kurs auf das Riff zu nehmen. Beim Näherkommen sah man deutlich, daß die eine Hälfte des Schiffes schon von den Wellen völlig zerstört war, die andere noch auf dem Riff saß. Ich ließ die Feuer unter den Kesseln anzünden und zog die Segel ein, in der Nähe der Riffe schien es mir gefährlich, anders als unter Dampf zu gehen, der mir gestattete, das Schiff besser zu lenken, als die Segel es erlaubten. Ich machte Missis Jewett Meldung von unserer Entdeckung, sie kam an Deck und interessierte sich sehr lebhaft für den Rest des Dampfers, der da auf dem Riff saß.

Wir umfuhren das Riff und gingen dann, vorsichtig lotend, näher heran. Das gestrandete Schiff war schon im Zerfall begriffen, der nächste Sturm fegte sicherlich den letzten Rest weg. Ich machte durch das Fernglas die eigentümliche Entdeckung, daß das gestrandete Schiff kein anderes als die „Yarra" war. Wir setzten ein Boot aus und näherten uns vorsichtig dem Riff. Unter großen Schwierigkeiten gelang es mir, mit drei Matrosen an Bord zu kommen. Noch war das ganze Vorderteil des Schiffes vorhanden, und in diesem konnte man das Mannschaftslogis sehen. Da die Sachen der Matrosen fehlten, konnte man annehmen, daß die Leute sich nach der Strandung in die Boote gerettet und noch Zeit gehabt hatten, ihre Habseligkeiten mit sich zu nehmen. Von der Kajüte war nur noch ein Teil vorhanden, der voll Wasser stand. Ich sah etwas hervorragen, und als ich mit Hilfe der Leute den schweren Gegenstand aus dem Wasser zog, war es eine Kiste mit der Firma G. Roadster.

In demselben Augenblicke wußte ich, daß ich eine der Geldkisten vor mir hatte, die unter meinen Augen im letzten Augenblick auf das Schiff gebracht worden waren, und von denen eine an Deck ihren Inhalt verstreute, weil der Träger sie fallen ließ. Ich sagte jedoch meinen Leuten nichts von dem kostbaren Inhalt der festverschlossenen und unbeschädigten Kiste, sondern suchte nach mehr und fand auch noch drei andere Kisten. Der Rest — nach meiner Erinnerung waren es zwölf solcher Kisten gewesen — war jedenfalls schon fortgespült. Nun, auch über vier der Kisten würde sich der Reeder freuen und mir vielleicht verzeihen. Ich ließ also die Kisten in unser Boot schaffen.

Da das Wetter unsicher wurde, und der Wind zunahm, beschloß ich, das Wrack zu verlassen. Ich tat gut daran, denn ich war kaum mit meinem Boot und den vier Kisten an Bord der Jacht, als ein schwerer Südwest ganz plötzlich einsetzte. Wir mußten eilen, daß wir mit vollem Dampfe aus der gefährlichen Nähe des Riffes kamen. Nach einer halben Stunde sah ich durch das Glas, daß das Wrack vom Riff verschwunden war. Der Sturm hatte es im Verein mit den Wellen der Brandung fortgespült. Ich war also gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um Roadster einen Teil des baren Geldes zu retten. Wer weiß, ob er das Bargeld vollständig versichert hatte. Ich nahm mit den Leuten, die bei mir auf dem Riff gewesen waren, ein Protokoll über den Fund auf und richtete dann meinen Kurs nach Norden. Die Schiffsherrin meinte nämlich, wir sollten uns nach der Mannschaft des gestrandeten Dampfers umsehen. Ich war zwar der Ansicht, die Strandung sei schon vor Wochen geschehen; aber um den Wunsch der Missis Jewett zu erfüllen, wollte ich die nördlich von der Brillantebank gelegene Fichteninsel anlaufen, um zu sehen, ob sich die Schiffbrüchigen etwa dahin gewendet hätten. Dort fanden wir aber keine Spur von ihnen und segelten daher nach Numea auf Neukaledonien. Hier erfuhren wir, daß die Mannschaft der „Yarra" schon vor mehreren Wochen in ihren Booten glücklich eingelaufen und nach Sydney mit einem Dampfer befördert worden sei.

Wir gingen von Numea nach Brisbane, und die dort erhaltenen Briefe veranlaßten Missis Jewett, nach Sydney zu segeln. Hier erwarteten uns verschiedene Überraschungen. Mein Vorgänger war im Krankenhause gestorben, und Frau Jewett bot mir seine Stelle, die ich bisher vertreten hatte, endgültig an. Ich mußte aber vorläufig darauf verzichten, denn ich hatte in Sydney einen postlagernden Brief Ellinors gefunden, der mich sehr beunruhigte. Sie schrieb mir, ich solle sie so schnell als möglich holen, denn sie halte die nichtswürdige Behandlung, die ihr Roadster zu teil werden lasse, nicht mehr aus. Sie werde geradezu gefangen gehalten, man suche sie durch alle Mittel dazu zu bringen, daß sie Frank heirate. Da sie in einem Jahre mündig werde, müsse ihr Vormund dann Rechnung über ihr Vermögen ablegen. Wenn sie Franks Frau sei, dann habe der Vormund nichts zu befürchten. Roadster habe sich wahrscheinlich verspekuliert, er scheine sich schon länger in Schwierigkeiten zu befinden. Durch Vermittlung einer vertrauten Freundin, die ich kannte, solle ich ihr sofort Nachricht zukommen lassen, was ich zu tun gedächte.

Dieses Schreiben, das mich in große Aufregung versetzte, war ungefähr vierzehn Tage vorher abgeschickt. Ich erklärte Missis Jewett offen, weshalb ich vorläufig ihren Antrag nicht annehmen könne. Die Dame interessierte sich, wie alle Frauen, sehr für romantische Liebesverhältnisse, ließ sich von mir die ganze Angelegenheit genau erzählen und meinte dann: „Da ließe sich ja leicht ein Ausweg finden. Ich möchte Sie gern behalten, denn ich glaube, wenn ich ein Jahr weiter mit Ihnen fahre, und mir jeder Ärger erspart bleibt, werde ich vollständig gesund. Ich bleibe vierzehn Tage in Sydney und will dann eine große Tour nach Europa und über Japan nach San Francisco machen. Ich mache Ihnen also folgenden Vorschlag: Sie fahren nach Ihrer Heimat und holen Ihre Braut. Eventuell nehmen Sie die Hilfe der Polizei in Anspruch, um die Dame zu befreien, die ja bereits heiratsmündig ist. Sie kommen mit Ihrer Braut sofort nach Sydney, ich habe dann hier alles vorbereitet, damit die Trauung sofort stattfinden kann, und Sie nehmen Ihre junge Frau mit auf unsere Jacht. Ich hoffe an der Dame eine recht angenehme Gesellschafterin zu finden."

Das leuchtete mir selbstverständlich außerordentlich ein. Ich sandte an die Freundin Ellinors eine Depesche, daß ich in wenigen Tagen in Geelong sein würde, und trug sie selbst auf das Telegraphenbureau. Als ich auf die Straße kam, traf ich meinen Bekannten, den Steuermann von der „Yarra".

„Hallo, wo kommen Sie denn her?" fragte er.

Ich erzählte ihm, daß ich Kapitän der „Maiblume" sei. „Aber was wollen Sie hier?" fragte ich ihn dann.

„Das ist eine ganz verwünschte Geschichte," versetzte er. „Sie haben vielleicht schon gehört, daß die ‚Yarra' auf der Brillantebank gescheitert ist. Wir hatten zwölf Kisten Geld an Bord und haben nur eine davon gerettet. Die Gesellschaft, bei der das Geld versichert war, will nun nicht ohne weiteres zahlen, weil sie behauptet, es hätte mehr Geld gerettet werden können. Die Gesellschaft, bei der das Schiff versichert war, behauptet wiederum, die Navigierung sei schlecht gewesen, und die Strandung durch Fahrlässigkeit des Kapitäns erfolgt. Ich werde nun immerfort bald hier bald dort als Zeuge vernommen, und die Sache rückt nicht vom Fleck. Nun ist es ja wahr, Roadster hat irgend eine Dummheit in der Navigierung gemacht. Ich schlief, es war Nacht, und Roadster hatte die Wache. Er war von den Mannschaften gewarnt worden, als wir uns dem Riff näherten, aber er fuhr gerade darauf los. Ich meine, er war betrunken. Aber mit dem Geldretten, das ist Unsinn. Wir mußten vom Schiff herunter und hatten keine Minute Zeit zu verlieren, ich glaube, das Wrack war nach einigen Stunden vollständig verschwunden."

Er war sehr erstaunt, als ich ihn eines Besseren belehrte, und namentlich als er erfuhr, ich hätte noch vier Kisten gerettet.

„Frank Roadster kommt heute an, Sie können ihm die Kisten übergeben," sagte er.

„Ich will nichts mit ihm zu tun haben," erklärte ich. „Ich liefere die Kisten an das Seeamt ab."

„Das macht große Umständlichkeiten. Tun Sie mir einen Gefallen, Perkins, und seien Sie nicht halsstarrig. Ich habe gute Aussicht auf eine Stellung, die von Dauer ist, ich muß aber in einigen Tagen antreten und kann nicht länger hier vor der Boje liegen. Roadster kommt heute von Geelong an, um mit den Versicherungsgesellschaften einen Vergleich zu schließen. Er wird wohl auf einen ziemlichen Teil der Versicherungssummen für das Schiff und die Geldkisten verzichten müssen. Bitte, geben Sie die Geldkisten direkt an die Versicherungsgesellschaft, dann ist die Sache erledigt. Kommen die Kisten erst an das Seeamt, so entsteht eine Verzögerung von mindestens acht Tagen, und ich komme hier nicht los. Tun Sie mir den Gefallen!"

Ich versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, und machte mich sofort an die Erledigung der Sache. Ich nahm zu der Versicherungsgesellschaft die Leute mit, mit denen ich die Kisten geborgen hatte. Wir hatten ja alle Anspruch auf Bergelohn, der bei barem Gelde sehr hoch ausfallen mußte.

Im Bureau der Gesellschaft freute man sich sehr über den Fund, hielt aber zunächst eine genaue Feststellung aller Umstände für notwendig. Es wurde ein Notar geholt und ein Protokoll aufgenommen. Dann wurden die Kisten in unserer Gegenwart geöffnet, um den Bergelohn festzustellen. Und da stellte es sich zur allgemeinen Überraschung heraus, daß die Kisten nur altes Eisen und Bleiabfälle enthielten. Ich war das Werkzeug des Schicksals geworden, um Roadster des Betrugs zu überführen. Der Direktor der Versicherungsgesellschaft erklärte mir, er hätte überhaupt schon vorher den Eindruck gehabt, daß die ganze Strandungsgeschichte ein von Roadster absichtlich herbeigeführter Unfall sei. Jetzt sei der Betrug des Reeders offenbar, und es könne nun auch nicht mehr daran gezweifelt werden, daß Frank Roadster sein Schiff nur habe scheitern lassen, um die Versicherungssummen zu erhalten.

— — — — — — — — — — — —

Als ich zwei Tage später nach Geelong kam, brauchte ich Ellinor nicht mehr heimlich zu entführen. Roadster war verschwunden, ebenso sein Sohn. Beide wurden nicht gefaßt, was mir ganz angenehm war, denn die Verwandten seiner Frau im Zuchthaus zu wissen, ist immerhin peinlich.

Als ich in Geelong ankam, empfing mich Ellinor auf dem Bahnhofe. Ich nahm einen Anwalt an, der Ellinors Interessen beim Konkurs Roadsters, der jetzt ausbrach, wahrnehmen sollte, und dampfte mit meinem Bräutchen nach Sydney ab. Wir verheirateten uns und hatten das Glück, unsere Flitterwochen auf der „Maiblume" zu verbringen. Von der Weltumseglung kehrten wir erst nach zwei Jahren zurück. Missis Jewett war ganz gesund und gab ihre Jacht auf. Ihre Verbindungen verschafften mir eine Lebensstellung bei der Amerikanisch-australischen Dampfergesellschaft.

Die Hälfte des Vermögens meiner Frau wurde aus dem Konkurse von Roadster noch gerettet. Ich muß erwähnen, daß der älteste Werftarbeiter Roadsters in der Untersuchung gestand, er habe auf Befehl Roadsters beim Verladen der Geldkisten auf der „Yarra" eine bestimmt bezeichnete Kiste so fallen lassen, daß sie aufspringen mußte. Es war die einzige Kiste mit Geld und diente zur Täuschung der Versicherungsagenten, die der Verladung beiwohnten. Diese einzige Kiste mit Geld hatte auch Frank Roadster von der „Yarra" gerettet.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Künstlerwette. — Der fröhlichste Maler unter den altniederländischen Meistern war Jan Steen in Leiden (1626 bis 1679). Seine vortrefflichen Gemälde, meistens lustige Wirtshausszenen darstellend, wurden ihm damals nur schlecht bezahlt, während sie jetzt als Meisterwerke ersten Ranges hochgeschätzt werden und zu den schönsten und bewundertsten Zierden der großen Gemäldegalerien gehören. Er aber konnte mit seiner Familie von der Malkunst allein nicht leben, und deshalb betrieb er nebenbei eine kleine Bierbrauerei — sein Vater war auch Brauer gewesen — und verband damit eine Schankwirtschaft, in welcher es manchmal sehr heiter zuging.

Oft besuchten ihn in seiner Schankwirtschaft befreundete Künstler, Gerard Dow, Franz van Mieris und sonstige Leidener Kunstkollegen, sowie auch Maler aus benachbarten Städten. Eines Abends waren deren mehrere bei ihm, die fröhlich und guter Dinge mit dem lustigen Wirte kneipten; Dow und Mieris waren ebenfalls dabei. Man lobte Jan Steens gutes selbstgebrautes Bier und lobte auch sein neuestes Gemälde, welches er ihnen zeigte. Die Unterhaltung drehte sich dann um Kunstangelegenheiten mancherlei Art, und zufällig wurde auch von dem großen deutschen Maler Albrecht Dürer gesprochen, der etwa 150 Jahre zuvor einmal in Leiden gewesen war zum Besuch bei dem damals so hochberühmten Maler Lukas van Leiden. Man sprach von Dürers vielfachen Kunstgeschicklichkeiten und erwähnte auch die bekannte Anekdote, daß er einmal in Italien, um die Sicherheit seines Augenmaßes und die Festigkeit seiner Hand zu beweisen, mit einem Kreidestift auf einen Tisch die Figur eines großen Kreises gezeichnet habe, welcher so genau gewesen sei, daß er die Probe aushielt, als man mit einem Zirkel nachmaß.

„Das kann ich auch," sagte Jan Steen gemütlich. „Es muß nämlich ein besonderer Kniff dabei gewesen sein, den ich erraten zu haben glaube. Ihr aber, meine lieben Freunde, die ihr wahrscheinlich noch niemals über den besagten Kniff nachgedacht habt, ihr könnt es nicht."

„Es käme doch zunächst auf einen Versuch an," meinte Gerard Dow. „Probieren geht über Disputieren! Gib mir mal einen Kreidestift, Freund Jan, und bringe auch deinen größten Zirkel mit."

Er bekam einen weißen Kreidestift und versuchte nun mit größter Sorgfalt und langsam, wie es seine künstlerische Eigenheit war, auf dem großen viereckigen Stammtisch einen Kreis zu ziehen, der, als er fertig war, auch recht gut geraten aussah, aber, als dann die Zirkelprobe gemacht wurde, diese doch nicht zu bestehen vermochte.

Danach versuchte es Franz van Mieris; doch auch ihm gelang es nicht. Ebensowenig den anderen Malern, die als Gäste sich im Lokal befanden.

Ein Eigensinniger.



Tochter (von der Modistin heimkehrend): Ach, Papa, ich höre, dir ist eine Kiste auf den Fuß gefallen! Wie war denn das möglich?
Vater: Ich wollte sie vom Tische herabheben, und deine Mutter sagte, ich solle mich in acht nehmen. Aber ich bin nicht der Mann, der sich Vorschriften machen läßt.

„Ihr könnt es alle nicht, das sagte ich ja schon," spottete Jan Steen.

„Du kannst es auch nicht," sagte Dow.

„Was wettest du, Freund Gerard?"

„Fünfzig Gulden."

„Es soll gelten."

Jan Steen holte jetzt aus einem Nebenzimmer einen runden Tisch und zog dann, um dessen Blatt herumschreitend, mit Kreide einen Kreis, der in der Tat die Zirkelprobe aushielt, wie sich zeigte.

„Das ist kein sonderliches Kunststück," meinten nun die anderen Maler. „Du konntest dabei nach dem runden Tischrand zeichnen. So hätten wir es auch vielleicht fertig gebracht."

„Ja, warum ist euch das nicht früher eingefallen?" lachte Jan Steen. „Das ist also wie die Geschichte vom Ei des Kolumbus."

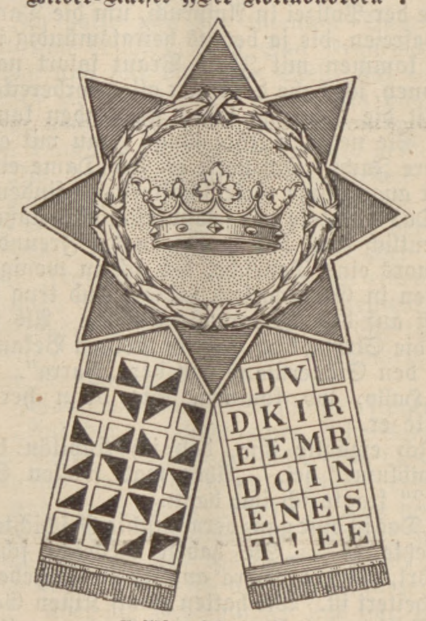
„Er hat recht," sagte Gerard Dow und zahlte den Betrag der verlorenen Wette. Und vergnügt schmunzelnd strich Jan Steen die fünfzig Gulden ein, die er gerade sehr gut brauchen konnte. [J. D. H.]

Zur Geschichte des Diamanten. — Ende des 17. Jahrhunderts beauftragte der Großherzog von Toskana, Cosmus III., seinen Hofalchimisten, er solle ihm aus mehreren kleinen Diamanten durch Zusammenschmelzen einen einzigen großen Diamanten herstellen. Man rechnete damals den glänzenden Edelstein zu den Quarzen und hielt ihn für den reinsten unter den Kieseln und gleich diesen für schmelzbar. Der Goldmacher begab sich mit Zuversicht an die Arbeit. Er erhitzte die ihm übergebenen Diamanten über einem starken Feuer, aber während der Arbeit waren sie aus dem offenen Tiegel plötzlich verschwunden. Cosmus ließ den Alchimisten, trotz dessen Beteuerungen seiner Unschuld, wegen Betrugs und Hexerei aufhängen. Auf diese Veranlassung hin untersuchte die Akademie zu Florenz das Verhalten des Diamanten in großer Hitze und fand, daß er sich, wie in dieser, so auch im Brennpunkt eines großen Brennspiegels, nach und nach verzehre oder verflüchtige. Lavoisier bewies endlich, daß beim Verbrennen des Diamanten im Sauerstoffgase dieses in Kohlensäure verwandelt werde, daß mithin der Diamant nichts anderes als reiner Kohlenstoff sei. [C. T.]

Überlaufen. — Dem seinerzeit sehr bekannten Professor Taubmann, dem „kurzweiligen Rate", das heißt Hofnarren, mehrerer sächsischen Fürsten, überreichte eines Tages ein Student ein selbst gefertigtes lateinisches Gedicht und bat ihn, es doch einmal flüchtig zu überlaufen.

„Das will ich gern tun," sprach der Professor. Nachdem er einen kurzen Blick auf die Verse geworfen und bemerkt hatte, daß sie voller Fehler waren, warf er das Gedicht auf den Boden, trampelte darauf herum und sagte dann zu dem bestürzten Musensohn: „So, nun bin ich Eurem Wunsche nachgekommen, ich habe Eure Arbeit überlaufen — hier habt Ihr sie wieder!" [D.]

Bilder-Rätsel „Der Kotillonorden".



Auflösung folgt in Nr. 5.

Homonym.

„Geliebtes Weib, fort reisest Du!
Natürlich hab' ich keine Ruh'
Und bin — das glaube sicherlich,
Die Erst' und Zweite oft um Dich!"
So schreibt der junge Ehemann:
„Und außerdem, was fang' ich an?
So sehr ich's bin, so wenig ist
Die Wirtschaft es, wenn fern Du bist!"

Auflösung folgt in Nr. 5.

Silben-Rätsel.

Sie will ins Theater heute,
Das neue Eins und Zwei zu sehn.
Es rühmten's ihr ja alle Leute.
Er aber will zum Skatklub gehn.

Doch heute muß er sich ihr fügen.
Man sitzet in der Loge bald;
Der weite Raum ist voll Vergnügen
Und laut der Beifall rings erschallt.

Der Gatte aber lacht mitnichten
Und möchte auf den letzten Akt
Am liebsten ganz und gar verzichten,
Weil er von Zwei und Eins gepackt.

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3: des Bilder-Rätsels: Eine Minute wiegt oft schwerer als Jahre; des Wechsel-Rätsels: Rasten, Hasten, Lasten, Fasten, Kasten, Masten, Quasten, Tasten; des Scherz-Rätsels: Elefant.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.